

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 21 (1931)
Heft: 51

Artikel: Interessantes aus Moçambique [Schluss]
Autor: Lehmann, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647056>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

war dieser Lebensabschnitt zu Ende. Gehörte — schon lange — der Vergangenheit an.

Alles war heute wie in vergangenen Tagen. Nur eines anders: die Kinder fehlten! Eines war da. Das andere dort. — Zwei Söhne im Ausland. Der eine in England in einem Bankhause. Der andere in den Tropen. Fern der Heimat, und sein Los heute, in dieser Stunde, ungewiß. Das stille verträumte Lilly hatte mit ihrem Gelehrten ein Heim gegründet und das muntere, lebenswarme Mennei hatte mit jubelndem Munde und lachenden Augen „Ja“ gesagt, als ein junger Pfarrer sie zur Frau begehrte. Und war doch eben erst dem Haushaltungseminar entschlüpft. Das tiefgründige, grüblerische Erwägen, ob sie zu ihrem Verlobten passe, und ob sie sich verstehen würden, und ob, und ob . . ., hatten dem Mennei völlig gefehlt. Glückselig, der liebenden Kraft in ihr vertrauend, hatte sie sich ihrem Manne geschenkt. — Und jetzt, das Lineli! Daß auch das Lineli, das Jüngste und sein Herzblatt, nicht heimkommen wollte an Weihnachten! Nicht auszudenken war's Und die Mutter!

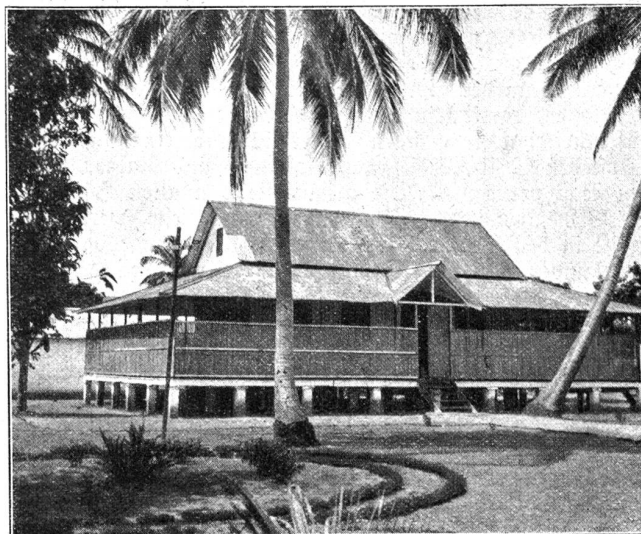
Eben sprang der Hund in tollen Sprüngen daher und begann Ferdinand Hugglers Hand zu ledern. Die warme Berührung tat ihm wohl. Der Hund schnupperte an ihm herum. Er ließ ihn gewähren. „Ja ja Bello, bist ein Lieber, ein gar treuer Kerl! Ja a . . .“ Eine tiefe Weichheit lag in Hugglers Stimme. Ein Schimmer von Heimweh nun auch in seinem Gesicht. — Sein Herz spähte in die Zukunft und entdeckte da eine gewisse Leere, die ihn schmerzlich aufseufzen ließ. Alles war relativ. Das Erlebte und Vergangene lag wie mit durchsichtigen Schleiern verhüllt und der Vorhang der Zukunft hatte sich noch nicht aufgerollt. Der heutige Tag war wie ein traumhaftes Abbild seines und seiner Gattin zukünftigen Lebens. Langsam schritt er fürbaß auf dem weichen Moosgrund. Kreischend fuhr die Säge einem jungen Tännlein ins Mark. Er nahm es und trug es gedankenvoll heimwärts. (Schluß folgt.)

Interessantes aus Moçambique.

Von Walter Lehmann.

(Schluß.)

Früh morgens vor 4 Uhr lassen sich die Plantagen-aufseher auf kleinen Wagen (Trohs) in die Plantagen hinausfahren. Oft befinden sich dort Aussichtstürme, von wo sie ihr Arbeitsfeld besser überblicken können. Bei der Zuderrohrernte werden die Eisenbahngleise dem Zuge vorweg in die riesigen Felder gelegt. Tags zuvor sind die Felder angezündet worden, sodasß die Blätter abbrannten,

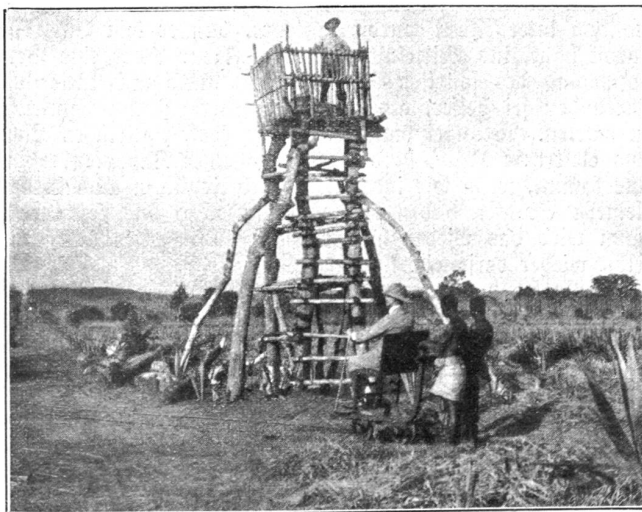


Europäerhaus.

das Rohr aber unverfehrt bleibt. Das Letztere wird mit langen Messern nahe dem Boden abgeschritten, auf Eisenbahnwagen geladen und der Fabrik zugeführt. Das Zuderrohr gelangt dort in große Maschinen, wo es so zerschnitten und zerquetscht wird, daß nichts anderes als eine trodene sägemehlähnliche Masse auf der andern Seite heraustritt, welche gleich zum Antrieb der Maschinen verfeuert wird. Durch ein kompliziertes Verfahren wird der Zuderlast zu gelbem Kristallzuder verarbeitet. Das Raffinieren zur Reinigung des Kolonialzuders wird in Lissabon ausgeführt.

Die Europäer wohnen von den Eingebornen getrennt. Ihre Häuser stehen oft auf Pfeilern und sind aus galvanisiertem Wellblech gebaut. Selbstredend werden Dach und Wände oft glühend heiß, sodasß die Regierung eine Bauvorschrift erließ, nach welcher alle Europäerhäuser innen mit Holz verkleidet werden mußten. Diese Vorschrift gilt nicht für Häuser, die von Indiern und Mischlingen bewohnt werden. Andere Europäerhäuser sind aus Backstein gebaut und oft, der Kühle wegen, mit Schilfgras, Bananen- oder Palmenblättern gedeckt.

Die Neger wohnen meist in runden oder quadratischen Hütten mit Kegeldach. Es werden breite Bretter aus Palmenholz in den Boden getrieben und die Zwischenräume



Aussichtsturm in den Plantagen. Im Hintergrund Zuckerrohrfelder.



Negerdorf in Marromeu.

mit Gras und Lehm ausgefüllt. Häufig erhalten die Hütten einen regelrechten Verputz mit Lehm. Das kegelförmige Dach wird mit Schilfgras, Bananen- und Palmenblättern gedeckt und an der Spitze mit einer besonders dichten Kappe verschlossen, damit kein Regen eindringen kann. Eine andere Hüttenart hat rechteckigen Unterbau und ein Siebeldach. Es werden Schilf, Schilfgras, Bananen- und Palmenblätter zum Bau verwendet. Die primitivste von allen Hütten ist die Bienenkorbbütte. Einige biegsame Äste werden im Kreise in den Boden gerammt, oben zusammengebogen und festgebunden und das so entstandene reifrodähnliche Gerüst mit Gras, Buschwerk, Bananen- oder Palmenblättern gedeckt.

Unter allen Hemmnissen, die dem dauernden Aufenthalt und der Arbeit des Europäers in jenen Ländern entgegenstehen, ist die Malaria an erster Stelle zu nennen. Die größte Zahl der Europäer unterliegt von Zeit zu Zeit heftigen Anfällen. Die heute gebräuchliche, regelmäßige Einnahme von Chinin hat zweifellos auf das Nervensystem einen höchst schädlichen Einfluß und die durch die vielfachen Einflüsse tropischen Klimas gesteigerte Nervosität wird durch die Chininwirkung noch erhöht. Eine gewisse Art der Moskitos (Anopheles) ist der Träger eines gefährlichen Bazillus, dem Bringer der Malaria.

Allgemein verbreitet sind die verschiedenen Arten von Ameisen und Termiten (weiße Ameisen), deren Bauten Höhen von mehreren Metern erreichen und dem Landschaftsbilde das charakteristische Gepräge verleihen. Meistens harmlos, können die Termiten doch großen Schaden anrichten, und wenn es ihnen einfällt, können sie ein ganzes Haus wegessen. Es soll vorgekommen sein, daß ganze Dörfer von Termiten zerstört wurden. Auch wehrlosen Tieren und Menschen können die Ameisen gefährlich werden. Im Hause, wo Schreiber dieser Zeilen wohnte, hausten zwischen dem Wellblechdach und der Holzverschalung Hunderte von Fledermäusen. Eines Nachts fiel mir das besonders laute Gepiepse der Fledermäuse auf, das gar kein Ende nehmen wollte. Am nächsten Morgen fand ich des Rätsels Lösung. Ein 30 Zentimeter breiter Ameisenzug hatte auf seiner Wanderung den Weg durchs Haus genommen. Sie zogen die Treppe und die äußere Hauswand hinauf und fanden durch die halbrundförmigen Zwischenräume des Wellblechdaches den Weg zwischen Dach und Holzverschalung. Hier machten sie sich an die Fledermäuse. Duzende von den Letzteren fand ich vor dem Hause und auf der Veranda, viele noch lebend, aber über und über mit Ameisen bedeckt. Bekanntlich können die Fledermäuse ohne einen Abprung zu haben nicht fliegen und dieser Umstand war schuld, daß so viele ihr Leben lassen mußten.

Mahatma Gandhi.

Von Jo. Henry Büchi, London.

Mahatma Gandhi hat England verlassen und befindet sich auf der Heimreise nach Indien. Er wird inzwischen auch die Schweiz besucht haben und es werden eine kleine Anzahl Leute dort Gelegenheit gehabt haben, den dreiundsechzigjährigen Führer der indischen Freiheitsbewegung selbst zu hören. Es besteht kein Zweifel, daß Gandhi die überragende Gestalt der eben zu Ende gekommenen Round-Table-Konferenz für Indien war. Genau so, wie die Frage der indischen Selbstverwaltung ein Labyrinth mit endlosen Gängen ist für den Uneingeweihten, genau so schwer verständlich ist für den Außenstehenden die Art und das Wesen der indischen Führer, ganz besonders aber dasjenige Mahatma Gandhis.

Man ist verwundert, daß der alte, schwächliche Mann sich der einfachsten Kleidung und ebenso einfacher Nahrung bedient, obwohl seine politischen Freunde ihn gerne mit den nötigen Mitteln zu einem „normalen“ Lebenswandel in äußerlicher Hinsicht versehen würden. Aber hinter dieser über zwanzigjährigen, einfachsten Lebensweise ist das Geheimnis eines weisen Mannes. „Als ich mich der Bewe-

gung annahm — sagte Gandhi kürzlich — da sah ich ohne weiteres voraus, daß auch ich zu der einen oder andern Zeit versucht werden würde, mein eigenes Urteil durch äußerliche Einflüsse beeinflussen zu lassen. Was kann ich tun, fragte ich mich, um in jeder Beziehung unkäuflich zu sein und zu bleiben? Ich kam zum Schlusse, daß nur die mögliche Entsagung auf alle Güter der Welt mir dies ermöglichte. Ich entsagte. Es war nicht leicht, aber es war notwendig. Ein Mann, der irdische Güter klein achtet, kann mit irdischen Gütern nicht gekauft werden. So bin ich denn der Gandhi geworden, der ich bin.“

Braucht es mehr, als diese ruhigen Worte, diese anspruchslose Erklärung des Greises, um zu erkennen, welch eine „große Seele“ („Mahatma bedeutet: große Seele) in dem unscheinbaren Körper dieses Indiers wohnt? Wer einmal seiner ruhigen, allen Künsteleien entbehrenden Rede gelauscht hat, wird sich dem Banne seiner Persönlichkeit nie mehr ganz entziehen können.

Mahatma Gandhi kennt die westliche Philosophie so gut wie mancher von uns. Er hat seinerzeit in Paris und London die Rechte studiert und praktizierte längere Jahre als Rechtsanwalt in Süd-Afrika. Man sagt von ihm, daß er sich im schwarzen Rod und Zylinder damals genau so natürlich bewegte wie seither im Lendenkleid.

Verwunderung hat es hervorgerufen nicht nur in England, sondern auch anderswo, daß im zwanzigsten Jahrhundert ein vernünftiger Mensch das Spinnrad aus Urhnes Zeiten wieder hervorholen konnte, daß er veranlassen konnte, daß Hunderttausende von Frauen und Männern sich dieser alten einfachen Maschine wieder bedienen und ihre Kleider selbst spinnen und weben. Aber man hat fast durchwegs dieser Unterbewegung eine gänzlich falsche Auslegung gegeben.

Obwohl Gandhi Einfachheit hoch schätzt und überall verteidigt, hat diese Spinnradpolitik sehr viel mehr mit Volkswirtschaft zu tun, denn mit Pietät und Religion. Der große Teil der indischen Landbevölkerung hat für vier Monate im Jahr keine Gelegenheit zu nützlicher Arbeit im Felde. Und da die Industrien sich auf einige Städte beschränken, besteht wenig Gelegenheit für etwelche Familienglieder, in Fabriken ihren teilweisen Lebensunterhalt zu verdienen. Der Durchschnittstagesverdienst pro Person dieser Bevölkerungsgrade ist etwa zwanzig Rappen. Mit dem Spinnrad und dem alten Webstuhl, sagt Gandhi, ist es diesen Leuten möglich, in der stillen Zeit ihre Kleider selbst herzustellen. Durch diese einfache Hausindustrie können die Leute noch einmal zehn bis zwanzig Rappen verdienen pro Jahrestag berechnet. Das aber macht eine Verdoppelung ihres Einkommens.

Als er über diesen Punkt an einer Versammlung in London interpelliert wurde, sagte er, daß er kein Interesse daran habe, ins Mittelalter zurückzufolgen. Aber eine Verdoppelung des spärlichen Einkommens durch mittelalterliche Methoden sei besser, als auf eine bessere Zukunft untätig zu warten. Wenn einmal, so fuhr er fort, elektrisches Licht und elektrische Kraft in die Dörfer meiner Landsleute hinaus kommt, wenn wir industrielle Arbeitsstätten auch in den kleinern Städten haben werden, dann wird das Spinnrad, dann wird das wieder hervorgeholte Mittelalter ganz von selbst wieder verschwinden.

Wir sehen daraus, daß dieser Mann kein weltfremder Träumer, sondern ein Mann der Tatsachen ist. Wer die Berichte der Konferenz verfolgte, mußte von dieser Tatsache noch mehr überzeugt werden. Hier sprach ein Führer, der sich seiner eigenen wie auch der Sache seines Volkes bewußt ist, der aber die Schwierigkeiten der ihm entgegenstehenden Kreise nichtsdestoweniger kennt und richtig einschätzt. Keine Spur von einem Fanatiker. Ein Mann, der ruhig und entschlossen den Weg geht, den er für richtig findet; ob es ihm Lorbeeren oder Gefängnis bringe, ist nicht von Bedeutung. Er hat sich seiner Aufgabe voll und ganz hingegeben, und diese allein ist für ihn maßgebend.